

18A 15266

18 AUG 1927

## Schweiz

### Die Kirche im Staat

Von Ernst Schürch

#### II.

Die souveräne Sorglosigkeit, mit der Prof. Barth den bernischen Kirchendirektor darüber zur Rede stellte, worin seine, des berühmten Theologen, Auffassung den Grundlagen der bernischen Landeskirche widerspreche, tritt am greifbarsten zutage in seinem Briefwechsel von 1927, als es sich um seine Berufung an die Universität Bern handelte. Er wirkte damals an der Universität Münster (Westfalen). Am 13. November 1927 stellte er für die Annahme einer Berner Professur zwei ultimative Bedingungen. Die erste wollte das freie Wahlrecht der Regierung für die übrigen theologischen Lehrstühle aufheben und die Regierung verpflichten, in einer zweiten bevorstehenden Vakanz keinen Vertreter der liberalen Richtung zu berücksichtigen. Dazu verlangte er, nachdem ihm von vornherein das allerdings bescheidene Maximum der gesetzlichen Besoldung zugesichert war, einen um 3000 Fr. höhern Betrag. Es ist klar, daß die Regierung nur antworten konnte, er habe damit die Berufung abgelehnt.

Es darf daran erinnert werden, daß Barth damals in einer Abhandlung den Staat überhaupt, auch unsern Staat, als das »Tier aus dem Abgrund« bezeichnet hatte, eine Auffassung, die er unseres Wissens erst viel später (in »Christengemeinde und Bürgergemeinde«) berichtigte. Es war für Laien schwer zu verstehen, wie ein Diener Gottes sich gegen besonders erhöhte Bezahlung in den Kirchendienst eines solchen Ungeheuers zu stellen bereit war, vorausgesetzt, daß man ihn über die Besetzung anderer Lehrstühle hätte entscheiden lassen.

Sinn und Wortlaut des Kirchengesetzes ertragen es aber nicht, daß der Vertreter einer Richtung autoritär bestimmen könnte, was allein als christlich und als kirchlich zu gelten habe. Das Gesetz will die Freiheit der Lehrmeinung wahren. Feldmann verweist auf die geschichtlichen Erfahrungen, die man in der Schweiz mit der Verketterung und dem konfessionellen Haß gemacht hat, und auf die Voraussetzungen des friedlichen Zusammenlebens in einem demokratischen Freistaat.

★

Mehr als das, was Karl Barth, der in keinen unmittelbaren Beziehungen zum Kanton Bern steht, gesprochen und geschrieben hat, gibt der Regierung einiges zu sorgen, was von seiner Anhängerschaft getan worden ist. Ein defätistischer Antimilitarismus ist an sich nichts Neues in der protestantischen Geistlichkeit. Man hat ja schon vor dem ersten Weltkrieg so etwas wie eine »Generalstreik-Theologie« erlebt, die sich aufs höchste empörte, als einmal Truppen für den Ordnungsdienst in Zürich bereitgestellt wurden, nachdem Gewalttaten gegen Marktverkäufer vorgekommen waren. Es spukt immer noch eine »Wehrlosigkeit aus Glauben«, die das Vaterland am liebsten durch absoluten Verzicht auf militärische Verteidigung »schützen« möchte. Die schlimmste Gestalt nahm diese Schwärmerei in der Wochenschrift »La Vie protestante« an, die von der Richtung Barth inspiriert ist. Dieses religiöse Blatt brachte ein Bild, das die Marterung und Verspottung Christi durch schweizerische Offiziere und Soldaten darstellt, eine Schändlichkeit, die von einem gleichgerichteten Pfarrer dem Kirchendirektor gegenüber leidenschaftlich verteidigt worden ist.

Fast überreichlich ist der Nachweis für die »Schützenhilfe« ausgefallen, die Karl Barth und sein Anhang gewollt oder nicht der kommunistischen Propaganda geleistet haben. Ueber ein Dutzend Belege

aus russischen und PdA-Zeitungen werden angeführt, dazu die Reverenz, die Barth auf der Kanzel des Berner Münsters (und der Thuner Stadtkirche) Josef Stalin erwiesen hat. Wohl war die Rede von blutigen und schmutzigen Händen, aber das Ziel der sozialen Gerechtigkeit, das sich die russische Gewaltherrschaft gestellt habe, wird als Grund für eine Neutralität der Gesinnung der Kirche hervorgehoben, während Barth selber gegenüber Hitlers durchaus ähnlichem Regiment tapfer die Pflicht zum Kampf verkündigt und erfüllt hat.

Die Stellung Barths zu Diktatur und Demokratie ist sonderbar unklar, man möchte sagen: durch Widersprüche verhüllt. Er lehnt die Tyrannei ab und sagt, daß der mündige Christ nur ein mündiger Bürger sein könne, räumt aber ein, daß die Diktatur richtig sein möge, wiewohl sie den Christen entmündigt und die Kritik der Kirche am Staat unterdrückt (offenbar auch in Ungarn) — während in der Demokratie, wie ja gerade die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat im Kanton Bern zeigt, kein Mensch das Recht, gegebenenfalls sogar die Pflicht der Kirche zur Kritik am Staat in Frage stellt. Warum dann die etwas undurchsichtigen Vorbehalte und die Neutralität zwischen Demokratie und Diktatur? Wir wären geneigt, sie der politischen Konfusion zuzuschreiben, die man in solchen Dingen bei Wortgewaltigen nicht selten antrifft; man braucht sich aber kaum zu wundern, wenn ein Regierungsmann, der sich durch Klarheit und Energie des Denkens auszeichnet, bei Barth den Wunsch wittert »sich nach keiner Seite hin festzulegen oder behaften zu lassen«, sondern für alle Fälle und für jeden etwas bereit zu halten.

★

Die politische Bereinigung scheint uns das Packendste an dem Briefwechsel. Feldmann wendet sich energisch gegen das Verächtlich- und gar das Schlechtmachen unserer politischen Einrichtungen, so wenig er auch glaubt, daß sie vollkommen sind oder jemals sein können. Er hat Mangel an Interesse gewisser kirchlicher Kreise für die demokratische Staatsform festgestellt und schreibt darüber an Barth:

»Ich lasse die Frage offen, ob und in welchem Maß dieses Desinteressement mit einem Grundzug Ihrer Theologie zusammenhängt, die, wenn ich sie richtig verstehe, dem Menschen im Prinzip überhaupt nichts Rechtes zutraut, sondern ihn als verworfen, grundverdorben und verloren betrachtet. Es darf und muß einmal von einem Vertreter eines demokratischen Staates gesagt werden: Mit Menschen, die sich jeden Tag von neuem ihre absolute Minderwertigkeit und Nichtswürdigkeit, ihre abgründige Verdorbenheit und hoffnungslose Verlorenheit bescheinigen lassen, baut und führt man keine Demokratie; die freiheitliche Staatsform ist darauf angewiesen, an gute Kräfte im Menschen zu appellieren: mit der prinzipiellen Geringschätzung des Menschen, mit der Negierung seines guten Willens schafft man »Menschenmaterial« für die Diktatur und keine Träger einer Demokratie.«

Das »Wächteramt« möchte Feldmann der Kirche auch gegenüber dem Staat gewahrt wissen; Zeugnis dafür ist eine geradezu programmatische Rede bei einer Pfarrinstallation. Aber er möchte, daß dieses Wächteramt ernst genommen würde, um leichtfertige Behauptungen, wie sie auch von Kanzelborden gefallen sind, zu verhüten, und er hält am Recht der demokratischen Gegenkritik fest, sobald politisiert oder gar Demagogie getrieben wird, selbst wenn sie in einen Gottesdienst eingehüllt ist, der keine sofortige Replik zuläßt. Werden, wie es geschehen ist, die Behörden

eines Verhaltens bezichtigt (in der Vorratsbeschaffung), dessen man sich vor aller Welt schämen müsse, so steht den Angegriffenen das Recht zur Abwehr zu. Es ist das Recht von Verantwortlichen gegenüber Unverantwortlichen.

Am wenigsten aber darf nach Feldmann der Staat müßig zuschauen, wie das mögliche Unglück eines militärischen Ueberfalls auf die Schweiz vorsorglich als Strafe für eine schlechte soziale Gesinnung dargestellt wird, eine Strafe, die reumütig hinzunehmen wäre. Das zügellose Schlechtmachen der schweizerischen Zustände darf nicht auf der Gegenseite zu ihrer Verherrlichung verführen, wohl aber rechtfertigt sich ein Vergleich dessen, was doch offenbar mit dem (nur Stalin zugebilligten) Ziel der sozialen Gerechtigkeit in der Schweiz seit Jahrzehnten angestrebt und erreicht worden ist, und zwar durch ein politisch mündiges und nicht durch ein entmündigtes Volk. Durch Zusammenarbeit und nicht durch Gewalt, und durch Wertschätzung, nicht durch Verachtung des einzelnen Menschen.

★

Wir haben im deutschen Pietismus einmal eine völlige Abkehr religiös lebendiger Menschen von der Welt und insbesondere vom Staat erfahren. Das wirkte stark auf unser Land ein. Es war eine Reaktion auf das Staatskirchentum des Ancien Régime, das die Kirche als Instrument der Herrschaft verwendete. Entstanden war der Pietismus unter deutschen absoluten Despoten, die keine aktive Teilnahme der Untertanen an den Staatsgeschäften duldeten. Das begünstigte die Flucht ins Innere, ins Seelische — und darob vergaß man in der protestantischen Schweiz weithin, daß unsere Reformatoren Staatsmänner gewesen sind. Etwas von der alten Abscheu vor dem Staat als dem »Tier aus dem Abgrund« scheint in der Barth'schen Theologie gerade pietistische Kreise angesprochen zu haben, wofür schon das Seminar Muristalden zeugen könnte. Ein Mangel an politischem Sinn und an Verständnis für die Lebensbedingungen der Demokratie hängt damit zusammen; er hat den bernischen Erziehungsdirektor dazu geführt, im Briefwechsel mit Karl Barth so etwas wie politischen Elementarunterricht, z. B. über Wesen und Bedeutung der politischen Parteien, zu erteilen.

Er hat aber auch etwas zur wissenschaftlichen Seite des Richtungshaders anzubringen:

»Der leidige kirchliche »Stellungskrieg« zwischen »x-ianern« und »y-ianern« sollte auch von der Universität her mehr als bisher aufgelockert werden können; entweder ist die Theologie eine Wissenschaft; dann wird sie zur Auflockerung verfeinert, verkrampfter Fronten imstande sein; oder die Theologie ist keine Wissenschaft, sondern eine Institution zur nachträglichen Beweisführung für die Richtigkeit vorgefaßter Meinungen; dann gehört sie im Grunde genommen überhaupt nicht an eine Hochschule.«

Da vom »Wagnis des Glaubens« die Rede war, fragt Feldmann, warum man denn nicht ein achtunggebietendes Wagnis unternehme und sich von dem zuweilen so unverständlich befehlenden Staat abhaltete und die Kirche auch wirtschaftlich auf eigene Verantwortung stelle. Diese Frage war eine Folge der unserer bürgerlichen Ordnung bezugten Geringschätzung.

★

Zwei beachtenswerte Gestalten unseres öffentlichen Lebens treten dabei in Erscheinung. Das klar und scharf profilierte geistige Haupt der bernischen Regierung, wie immer bis in letzte Einzelheiten dokumentiert, aktiv und angriffigen Geistes, sobald ihm etwas nicht ganz sauber vorkommt, gefestigt durch eine ausgesprochen männliche Auffassung von seiner Aufgabe: das ist Markus Feldmann — auf der andern Seite ist es die imposant umwölkte Gestalt eines ersten Wortführers reformierten Glaubens, Karl Barth, der nur keine Ahnung davon zu haben schien, mit wem er es zu tun hatte, als er Feldmann zur persönlichen Begegnung herausauforderte.